

GISELA
STEINECKERT
*Eines schönen
Tages*
ERINNERUNGEN

neues leben

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-355-01846-3

© 2016 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Die Bücher des Verlags Neues Lebens
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

DER ANDERE TEIL VOM LIED

Das Leben besteht aus Regeln. Viele sind sehr vernünftig, andere falsch oder überflüssig. Eine davon lautet: Beginne keinen Satz mit ICH. Also: Ich liebe die Lieder, die Dirk Michaelis manchmal schreibt, oft komponiert und immer singt, und wie er sich dabei am Klavier, mit der Gitarre, mit der Maultrommel oder gar nicht zu begleiten weiß, weil er etwas zu vermitteln hat, was sich in ein herkömmliches Lied nicht fügen würde. Bei vollem Einsatz seiner biegsamen Stimme raunt er mir mit manchem Song – egal, wer den geschaffen hat – in die Seele, dass sie sich aus der scheinbaren Ruhe angeregt zum Weiterdenken bewegt. Oder er ruft mir eine Sehnsucht ins Gedächtnis, für die mir die Zeit vergangen oder jedenfalls jetzt nicht aufzubringen schien.

Bei manchen seiner Lieder hat er einen Teil auch Zuarbeitern zu danken. Aber für mich, als geübte Autorin, tut er den Vorlagen, was ich mir immer erträume: er nimmt das Material her und kann sein, dass er zehn Jahre lang den Anschein erweckt, als werde er es demnächst damit zu einem großartigen Lied bringen, aber er wird den Teufel tun, denn es springt ihn nicht an. Das kann ich verstehn. Er murkst nicht, nie. Wenn er aber einen Text im ersten Augenblick schon als ganz für ihn geeignet empfindet, dann macht er daraus ein Lied von Michaelis; egal, was wer dazu beigetragen hat.

Und damit komme ich zu dem Teil, mit dem alles begonnen hat, und warum es auf diese Art weiterging.

Als ich Präsidentin des Komitees für Unterhaltungskunst wurde, verkündete ich meine eisernen Regeln für

diese Funktion. Unter anderem wollte ich mit niemandem arbeiten, mit dem ich vorher nicht gearbeitet hatte. Als ich das bekannt gab, sahen mich einige sehr respektvoll an, und andere dachten: schön doof. Wenig später tauchte bei mir D. M. auf. Wir hatten noch nie zusammen gearbeitet, kannten uns nicht einmal persönlich. Es war Sommer, das weiß ich noch. Er hatte kurze Hosen an, glaube ich, und auf dem Kopf sehr viele lange Haare. Ich glaube auch, er setzte sich nicht einmal. In meiner Erinnerung stand er im Zimmer und hielt mir eine damals übliche Tonkassette hin. Er sagte: »Da ist eine Ballade drauf. Auf die musst du einen Text machen.« Eine Erklärung gab er nicht ab. So wusste ich weder, dass er als Knabe für die traurige, verlassene Mama ein Trostgeschenk suchte, noch dass ihm dafür diese Melodie am Klavier einfiel. Ich wusste auch nicht, dass er annahm, die dürfe nie mit einem Text versehen werden, weil sie doch der Mama gehörte. Sie hat mir später erzählt, dass sie das erst von ihm erfuhr, als sie ihrer Verwunderung über diese halbfertige Arbeit Ausdruck gab. So hatte er nun mich als Autorin ausgesucht, und ich machte mich eben daran, ihm meine Gründe für eine bedauerliche Ablehnung beizubringen, als ich bemerkte, dass ihn das nicht im Geringsten interessierte. Er verabschiedete sich nett, freundlich und in baldiger Erwartung meines Textes.

Ich ließ die Kassette liegen, weil ich Zeit vergehen lassen wollte, ehe ich ihm meine Absage noch einmal aufdröselte. Schriftlich, denn dann ist keine Antwort abzuwehren. Aber höflich sollte es bleiben. Es war ein Vormittag, nebenan lief der übliche Haushalt ab, das Telefon klingelte unablässig, und dauernd wollte jemand etwas von mir. Aber ich drückte auf den Knopf, und wie die ersten Töne mich erreichten, so erreichte mich mühelos, was mir die Musik erzählte. Ich schrieb es auf.

Während der Dauer dieser schönen Zusammenarbeit war ich ganz bei mir und ganz vertieft in eine Melodie, die mich erreichte und wegholte und wie ein Teil meiner eigenen Seele war. Auf eine freudige Zustimmung hatte ich wenig Hoffnung. Er war so jung, hätte mein Sohn sein können, und sicher war doch auch er auf einem Weg aus all der Verklemmtheit, der Einengung und aus falschen Vorschriften heraus.

Eines Abends schaltete ich den Fernseher ein, Adlershof, und sah auf dem Bildschirm eine Art Lore auf Gleisen heranfahren. Im offenen Viereck saßen Leute, Männer, junge Männer im unüblichen Reisegefährt. Und dann hörte ich eine Einführung, die Melodie breitete sich aus, und die jungen Männer sangen dazu meinen Text. Es war, glaube ich, ein paar Monate nach dem Abschieden. Und ich weiß heute nicht mehr, auf welche Weise eine Nachricht zu mir gekommen war, aber sie lautete: den Jungs gefällt es, keine Änderung, lass alles so.

Und damit begann die Geschichte unserer gemeinsamen Arbeit, unserer Freundschaft, unseres gegenseitigen Beistands und eine seltsame, vorher nie erlebte Aufnahme eines Liedes in den Alltag von Menschen, in ihre besonderen Augenblicke und bis in die Geschichte. Die Geschichte eines Abschieds von einem kleinen Heimatland, dem nur ein kurzer Weg in der Geschichte beschieden war. Aber das ist eine andere Sache. Und die hatte von mir aus mit meinem Lied gar nichts zu tun. Ich hatte ein Fortgehen beschrieben. Jemand verlässt, und er hat dabei Zweifel, Skrupel, schmerzende Gedanken.

Ich erfuhr, dass sich in den Diskotheken und auf großen Bühnen bei den ersten Tönen die Paare zum kleinen Bühnenrand bewegen. Wenn Dirk dabei war, hielt er das Mikrofon zu ihnen hinunter, und die Leute halten sich im Arm, singen den Text mit, und es fließen sogar Tränen. Es schien, das Lied weckte die Erinnerung an

eigene Kindheit oder erste Liebe, auch an Erfüllung, die so ersehnt worden war und sich nun ganz anders zeigte. Heimweh, sagten manche. Oder auch: Es war ja immerhin unser Leben. Das war doch nicht nur Scheiße.

Es war die Zeit zwischen 1986 und 1990, daran kann es auch gelegen haben.

Wenn eine solche Magie entsteht, ist sie nicht aufzuhalten. Inzwischen habe ich den Versuch aufgegeben, wenigstens einzelnen, lieben Menschen zu erklären, wie es wirklich war. Sie gucken mich dann an, als ob ich ihnen etwas wegnehmen will. Solche Wirkung kann niemand kühl ausrechnen, sie ist nicht zu planen.

Seit zehn Jahren gehen wir miteinander auf die Bühne, anlässlich des zwanzigsten Jahrestages unserer Begegnung. Wir hatten einfach Lust dazu. Dirk gibt mir Unruhe vor der Veranstaltung und dann, bei der Arbeit, Ruhe und Vergnügen. Das Publikum liebt ihn und mag die Art unseres Zusammenspiels. Dass Lied und Text einander folgen, so, wie sie gearbeitet sind. Oder alles läuft nur für diesen Abend und ganz anders. Das wissen wir nie vorher, aber ich sehe dann, wie wir Menschen erreichen; wie sie lachen, sich anstoßen und wie sie bei seinem letzten Lied etwas machen, was mich immer wieder – bewegt? – ja, auch.

Eine leise Selbstironie liegt bei ihm sonst immer auf der Lauer, eine Einschränkung oder ein gesunder Zweifel. Nicht, wenn er singt »Am Ende der Schlacht sanken sie todmüde nieder / zum Hassen zu schwach, waren Besiegte und Sieger ...« Was für eine Aktualität; aber über der scheinbaren gänzlichen Erfüllung »Haut auf Haut« liegt auch das Wissen um die Endlichkeit des Vollkommenen. Ich kann das empfinden, ich kann das in mir selber erinnern, es ist also wirklich, nicht nur künstlicher Augenblick durch Kunst. Aber als allgemein gültig beweist es sich, wenn ich es mit denen teile, die vor mir sitzen, mit

empfindsameren Gesichtern als beim Beginn. Die sind nicht weniger sensibel als wir da oben. Unwiderstehlich aber schimmert im Lied die Hoffnung: »daran glaub ich, felsenfest ...« Felsenfest? Das nimmt er zurück in den Bereich der angemessenen Frage und leisen Zweifels. Schöne Texte hat Michael Sellin für ihn geschrieben. Viel mehr als ich, aber wir freuen uns beide an dem, was wir Dirk zuarbeiten können.

Mit Dirk auf der Bühne, das ist für mich die Freude der Leichtigkeit. Er fängt jeden Ball auf, auch wenn er ihn nicht gerade erwartet hat, er gibt ihn immer zurück. Ohne festgelegtes Programm, das zwingt uns, dem anderen zuzuhören. Das gibt uns die Möglichkeit, zwischen fertigen Teilen und Improvisation zu spielen. Wach genug zu bleiben. Es gelingt uns immer, das Publikum in solche Austragungen mitzunehmen, und sie bedanken sich besonders für unsere Abweichungen vom Fertigen – und es mündet ganz leicht im Lied, im Gedicht, im auf einmal besonders passenden Text. Wenn ich ihn denn gerade parat habe oder auf dem Tisch mit einem Griff finde, denn es ist selten der geplante.

Um auf solche Art zu kommunizieren, sich dabei auch zu riskieren, muss man sich sehr gut kennen, nie endgültig, aber doch ungewöhnlich gut. Empfindlicher Moment: dem einen sagt die Arbeit des anderen nichts, nicht genug oder das Falsche. Wir glauben doch alle, dass der sonst so begabte Andere sofort, vom Fieber des Einfalls getragen, das Meisterwerk vollenden wird. Nix da, und es lässt sich darüber nicht streiten. Es funkt vielleicht zehn Jahre später oder nie.

Wir hatten Situationen, in denen ich über die Feinfühligkeit und das Taktgefühl des Jüngeren, des Freundes, gestaunt habe. Und es hat auch manches in mir heil gemacht. Weil ich ihm immer mehr war als ein Lieferant, der ihm einen Teil zuliefern muss, um den er sich nicht

auch noch kümmern kann. Wenngleich es Beispiele gibt, dass er für Texte begabt ist. Aber es macht ihm nicht so viel Spaß wie die Musik und der Gesang. Ohne Leidenschaft ist auf Dauer nix zu machen.

Ich muss noch einmal zurück an den Anfang. Da ist jenes erste Lied entstanden. Das hat seither mit uns gelebt. Er singt es immer als letztes Lied des Abends. Bei den ersten Tönen wenden sich Leute dem anderen zu, sei es der geliebte Mann oder Freund, dem Partner also, der Freundin, Mama oder Tochter. Beim ersten Aufklingen der Melodie wissen sie, was jetzt kommt. Mag es auch noch mit uns zu tun haben, aber in gewisser Weise mehr mit ihnen selber, denn er wird singen, was sie von ihm kennen, was sie erwarten: sein Lied, das Lied, jenes, weshalb die Freundin der andern ein Taschentuch zu-steckt, das hat dann schon nichts mehr mit uns zu tun. Und der Mann lächelt nicht unseretwegen wissend seine Partnerin an. Seinetwegen schiebt die Frau vor uns nicht ihre Brille zurecht. Was jetzt kommt, hat sich von uns losgelöst. Sie sind ganz bei sich selber, ihrem eigenen Erleben, das unser Lied begleitet hat. Zwei sagten mir, sie hätten es nach ihrer Scheidung im Auto gehört. Eine Mutter hatte es als Lied gewählt, als sie ihr zweijähriges Kind beerdigen musste. Das geht nach. Da findet sich in der schlafarmen Nacht neben dem Trost der leise Zweifel, ob man so weit gehen darf. Wer? Die Mutter, als sie dieses Lied wählte? Wir, als wir es ins Leben entließen? Das Lied hat etwas, das es scheinbar für jede Gelegenheit brauchbar macht. Dirk wählt immer ein langes Hineinspielen bis in die Melodie. Er hat das nie gesagt, aber er gibt den Leuten Zeit. Vielleicht ist ja auch einmal der Mann im Raum, der mir geschrieben hat, ich hätte recht daran getan, dem Mann ins Gewissen zu reden, dass er die Geliebte verlassen soll und zur Ehefrau und den beiden Kindern zurückkehren, weil ... es folgen seine

eigenen Probleme. An die habe ich so wenig gedacht wie an das Staatswesen DDR, das ich mit diesem Text, nicht ohne Bedauern, verabschieden wollte? Gegen solche Auslegung haben wir uns gewehrt, in Interviews, auf der Bühne, in der Pause. Vergeblich. Dirk singt den Text fast streng. Er teilt ihn uns sozusagen ganz sachlich mit. Weniger kann man nicht tun.

Auf Zuruf singt er am Ende a cappella: »Wenn ich nicht mehr weiß, was richtig ist/rutsch herum in meinen Schuhn/jeder sagt mir irgendwas, was wichtig ist/was ist zu tun«. Wie Dirk dieses Lied von Demmler singt, berührt, seit er es wegen Ausfalls der Technik in der Wuhlheide vor siebzehntausend Menschen a cappella gesungen hat, das weckt in mir alles gleichzeitig: ich möchte dazwischengehn und helfen, ich schlucke an Tränen, immer noch und jedes Mal. Und sehe, dass der von der Natur begünstigte, der so andere, mit Talent reich beschenkte, eigentlich verwöhnte Dirk nachvollziehen kann, warum das Publikum nach diesem Lied ruft. Als Zugabe. Ganz am Ende, weil es anders nicht zu ertragen wäre. Es erzählt über jenen Teil des Lebens, der weh tut. Der sich am Alltag reibt, wie an der Politik und an dem, was das Leben eben ist. Darüber schreibe ich ihm gerade ein Lied. Ob es dann so wirkt, kann sich niemand vorher ausdenken. Der Zeitgeist spielt da immer eine Rolle, aber es gibt das Lied auch als Phänomen. Ich weiß, wie es wirkt, aber ich weiß nicht, wie man diese Wirkung planen könnte.

Unsere gemeinsame Arbeit wird in diesem Jahr dreißig Jahre alt. Ich habe seine schwierigen Zeiten als Freundin miterlebt und er die meinen. Auf unserer Arbeit lag immer ein zusätzlicher Zauber, immer die Erwartung, dass uns noch etwas einfällt, was noch keiner so gesagt hat, keiner so gesungen. Ohne diese Überhebung geht es ja nicht.

Ich habe die Ehre und die Freude, dass er und Maschine von den Puhdys auf der neuen CD von Birr ein Duett singen werden, für das ich ihnen den Text schrieb. Darin heißt es: »Zwei Hände mehr/einer allein hat's schwer.« Auf der Bühne soll, muss es zugehn wie im richtigen Leben. Weiter so.